



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bosse, Robert: Aus der Jugendzeit : Erinnerungen : (Schluß) : 13. Bis zur
Reifeprüfung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dann endlich alle glücklich wieder an Bord waren, mußten wir uns in unsern nassen Kleidern zum Abendbrot im Salon zusammenpferchen, der viel zu klein für die ganze Gesellschaft war, sodaß die Hälfte von uns in der noch viel engern zweiten Kajüte speisen mußte.

(Schluß folgt)



Aus der Jugendzeit

Erinnerungen von D. Dr. Robert Bosse

(Schluß)

13. Bis zur Reifeprüfung



ie zwei Jahre, die ich noch auf dem Gymnasium verbleiben mußte, gehören zu den besten Zeiten meines Lebens. Während im Sommer 1848 die Zügel der Zucht einigermaßen locker geworden waren, gewann nunmehr das Leben in und außerhalb der Schule wieder das Gepräge größerer Ordnung und Ruhe. Der schäumende Most hatte sich einigermaßen beruhigt. Nicht daß mit einemmal der Charakter reifer und fester geworden wäre. Gerade daran fehlte noch viel. Aber das ganze Leben verlief wieder ruhiger. Lehrer und Schüler waren der Emotionen und Extratouren satt. Als im November mit dem „Ministerium der rettenden Tat“ eine politische Reaktion eintrat, war es psychologisch ganz natürlich, daß sich auch im täglichen Leben nach der Überreizung des Sommers ein Rückschlag bemerkbar machte.

Der Schritt von Sekunda nach Prima war, mit Schüleraugen angesehen, sehr groß. Nicht nur, daß die Primaner ganz als Erwachsene behandelt wurden, auch die Art des Unterrichts, wie ihn der Direktor Richter in Prima erteilte, war von der Auffassung und Methode des Professors Goffrau grundverschieden. Der äußerlich unscheinbare, fast ein wenig linksche Goffrau erreichte alles durch Vertiefung seiner eignen Arbeit. Durch das, was er den Schülern gab, wirkte er auf ihr Gemüt, ihre Persönlichkeit. Er vermahnnte nicht, er schalt auch nicht, er lobte wenig und äußerst selten; aber er brachte das, was er lehrte, so interessant, so warm, so vollendet vor, daß es von selbst das Interesse und den Eifer der Schüler erweckte. Ganz anders der Direktor, oder, wie die Schüler ihn ausschließlich nannten, Franz. Er hatte die Manieren des wohlgezogenen Weltmanns, kleidete sich sorgfältig, trieb mit seiner Leibwäsche einen gewissen Luxus und machte vor den Schülern durchaus kein Hehl daraus, daß gute, äußere Manieren, elegante Kleidung und schöne, saubere Wäsche sein besondres Wohlgefallen erregten. Er mag darin wohl hie und da ein wenig zu weit gegangen sein, denn es gab Primaner, die weiße, steif gestärkte sogenannte Vatermörder und Manschetten von demonstrativer Länge zeigten, immer mit Glacehandschuhen in der Schule erschienen und eine Art von Patentmeierei zur Schau trugen, die darauf berechnet war, sich dem Direktor bemerklich zu machen. Die Primaner sprachen darüber, wenn sie unter sich waren, ganz offen. Dennoch war die Sache — wenigstens zu meiner Zeit — keineswegs so arg, wie sie vom Schülerklatsch dargestellt wurde. Denn die Patentsexe blieben doch immer nur vereinzelt, und niemand konnte behaupten, daß der Direktor uns andern, die wir nicht mitmachten, merklich schlechter behandelt hätte als jene. Daß aber eine gewisse Aufmerksamkeit auf gute, äußere Haltung bei der männlichen Jugend gerade in den Jahren vor der Universitätszeit ganz am Platze sein kann, namentlich in einer kleinen Provinzialstadt, in der sich für junge Leute Gelegenheit zu gesellschaftlicher Erziehung nur in sehr beschränktem Umfange darbietet, wird von keinem Ver-

ständigen in Abrede gestellt werden. Ein gewisser ästhetischer Zug entsprach dem innersten Wesen unsers Direktors und war bei ihm volle Wahrheit: In der Pflege guter äußerer Formen lag bei ihm nichts Gemachtes oder Karikiertes. Ich glaube deshalb, daß wir allen Grund gehabt haben, ihm auch für dieses Stück Erziehung dankbar zu sein.

Der Direktor erteilte in Prima den gesamten lateinischen und griechischen Unterricht. Er war ein guter, wohlbeschlager Philologe, wenn er auch an die klassische Gelehrsamkeit Gokraus nicht heranreichen mochte. Aber er behandelte im Gegensatz zu diesem den lateinischen und den griechischen Unterricht mit einer gewissen ästhetisierenden Eleganz. Vielleicht etwas weniger tief und gründlich, aber keineswegs ohne Erfolg. Es mag sein, daß die Leichtigkeit, mit der diese Studien in Prima behandelt wurden, nur um deswillen möglich und ungefährlich war, weil wir in Sekunda einen so sichern und festen Grund gelegt hatten. Aber für uns junge Menschen hatte die feine, geistreiche, oft witzige Art des Direktors ihren großen Zauber. Wenn er mit uns lateinisch sprach, Cicero las, uns eine Epistel oder Ode aus Horaz erklärte, so hatten wir den Eindruck, daß er seinen Gegenstand mit geistvoller Sicherheit beherrschte, und daß er dabei moderne Verhältnisse mit Geschick vergleichend heranzog. Man lernte bei ihm, daß man alle diese klassischen Dinge mit ihrem Wust von Schwierigkeiten in der Sprache auch im praktischen, gesellschaftlichen Leben sehr nützlich verwerten konnte. Und auch das hatte seinen Nutzen. Dabei sprach der Direktor ein fließendes, elegantes Deutsch. Für alles Schöne und Ideale hatte er feines Verständnis. Wenn wir eine Epistel oder Satire des Horaz übersetzt und die Schwierigkeiten in der Sprache überwunden hatten, dann las Franz uns Wielands wundervolle Übersetzung vor, deren überraschende Schönheit viel tiefer auf uns wirkte, als ein pedantisches näheres Eingehen auf Sprachformen, Stil und Syntax des lateinischen Textes. Ähnlich war es beim Lesen der griechischen Tragiker oder auch beim kurzorischen Lesen der Ilias. Überall gab der Direktor uns einen Einblick in die allgemein menschlichen Schönheiten des Gelesenen, überall erfüllte er uns mit den klassischen Idealen, wie sie in ihm selbst Gestalt gewonnen hatten. Es kann sein, daß die Behandlung dieser Dinge vielleicht nicht immer bis in die tiefste Tiefe ging; den Anforderungen, die an den humanistischen Gymnasialunterricht verständigerweise gestellt werden können, entsprach der Unterricht durchaus, und was die Hauptsache ist, angesichts der Ideale antiken, schönen Menschentums, die er uns enthüllte, blieb „hinter uns in weissenlosem Scheine das, was uns alle bändiget, das Gemeine.“ Wie dankbar müssen wir unserm Direktor dafür sein, noch über das Grab hinaus!

Der Direktor hatte seine kleinen Schwächen. Er machte beim Unterricht gern einmal einen Witz, und meist waren seine Witze recht gut. Natürlich war das für die Prima der Anlaß, jedesmal ein wahrhaft „homorisches“ Gelächter anzustimmen. Manche Primaner suchten sich dabei bei dem Direktor dadurch zu „schustern“, daß sie demonstrativ laut und lange lachten. Natürlich waren das dieselben Schüler, die dem Direktor zuliebe besonders lange Batarmörder und Manschetten trugen. Diese doch sehr durchsichtige Spekulation auf seine Eigentümlichkeiten hätte sich der Direktor energisch verbitten sollen. Aber was will das sagen gegenüber dem Reichtum guter Saat, die er unter uns austreute?

Er gab sich die erdenklichste Mühe, uns möglichst zu fördern. Er sprach geläufig Englisch und gab uns Primanern außerhalb der Schulzeit zwei Stunden englischen Unterricht, ohne daß man ihm dafür auch nur einen Deut Vergütung anbot. Ja ich glaube kaum, daß man es ihm von seiten des Provinzialschulkollegiums dankte. Man liebte damals solche „Extravaganzen“ höhern Orts nicht. Und doch waren uns diese englischen Stunden, zu denen natürlich niemand gezwungen wurde, sehr nützlich.

Bedenklicher war ein anderes Experiment des Direktors. Er wünschte, daß wir die Ilias von Anfang bis zu Ende gelesen haben und einen vollen Eindruck

dabon bekommen sollten. Das war aber in den für die Iliaslektüre bestimmten lehrplanmäßigen zwei Stunden nicht möglich, um so weniger als wir bei dem alten Professor Ihlefeldt in Sekunda zwar viel über die griechischen Partikeln geredet hatten, aber sonst nur langsam vorwärts gekommen waren. Eines Tags machte uns der Direktor den Vorschlag, Sonntags nach der Vormittagskirche freiwillig eine Stunde Ilias zu lesen. Natürlich schloß sich keiner aus. Wir gingen vorher, wie der Direktor gleichfalls vorgeschlagen hatte, zur Kirche; dann trafen wir uns mit der Ilias in der Prima. Natürlich blieb das nicht unbemerkt. Manche Eltern und Leute, die dem Direktor nicht recht grün waren, mochten wohl Anstoß daran nehmen. Die Sache wurde auch heimlich dem Provinzialschulkollegium in Magdeburg angezeigt. Ich entsinne mich aber nicht, daß diese sonntäglichen Iliasstunden inhibiert worden wären. An und für sich war die Sache wirklich nicht so schlimm. Von einer Sonntagsentheligung konnte gar keine Rede sein, denn das Iliaslesen war weit mehr Vergnügen als Arbeit, und jedenfalls doch ein edles Vergnügen, gegen das um so weniger einzuwenden war, als ja die Kirche vorher besucht wurde. Nur daß dieses freiwillige Lesen eines griechischen schönen Helbengedichts zugleich in die Aufgaben der Schule fiel, und daß gerade der Direktor es einführte, dessen Vorschlag ein einzelner Schüler nicht füglich widerstreben konnte, gab der Sache einen wenigstens leicht mißzuverstehenden Anstrich. Unser Direktor, der freilich nicht gerade als kirchlich galt, behandelte diese Angelegenheit mit ungefärbter kindlicher Harmlosigkeit. Er hatte nicht entfernt daran gedacht, daß irgend ein Mensch darin etwas finden könnte. Aber gerade diese Harmlosigkeit wurde ihm verübelt.

Während ich in Prima saß, kam eines Tags der Provinzialschulrat Dr. Schaub vom Schulkollegium in Magdeburg, um das Gymnasium zu revidieren. Diese Revision nahm ihren geregelten Gang, wie alle Revisionen, und wir Schüler hatten den Eindruck, daß der Schulrat zufrieden sei und auch allen Grund habe, zufrieden zu sein. Da erzählten am dritten oder vierten Tage der Revision einzelne Schüler der höhern Klassen, daß der Schulrat sie über Worte, die der Direktor gesprochen, oder Handlungen, die er getan haben sollte, einzeln vernommen habe. Es hieß, daß ein früherer Schüler der Anstalt, Dr. G., der sich inzwischen in Halle als Privatdozent habilitiert habe, den Direktor Richter beim Schulkollegium oder Ministerium denunziert habe, daß der Direktor namentlich auch der ungerechten Parteilichkeit gegen Goffrau beschuldigt sei, und daß im Lehrerkollegium die unerquicklichsten Spaltungen und gegenseitigen Anfeindungen bestünden. Glücklicherweise kam bei der Untersuchung nichts heraus. Der treffliche Goffrau wenigstens war an der Denunziation gegen den Direktor völlig unschuldig. Aber die Autorität des Lehrerkollegiums hatte in den Augen der Schüler durch diese Untersuchung stark gelitten. Nichtsdestoweniger freuten wir uns, daß Franz (der Direktor) aus dieser gegen ihn angesponnenen Intrigue siegreich hervorging. Wir alle taxierten ihn als einen vornehm denkenden Mann und wurden uns damals erst recht darüber klar, mit welcher Dankbarkeit und Liebe wir an ihm hingen.

Der „Alte,“ Professor Ihlefeldt, gab in Prima nur zwei Stunden französischen und ebensoviel Geschichtsunterricht. Beides war nicht mehr auf der Höhe. Im Französischen wurde ein Abschnitt aus dem gar nicht übeln Lesebuch von Ideler und Nolte gelesen. Dabei hörte außer dem Schüler, der an der Reihe war, zu übersetzen, und dem Nachbar, der demnächst folgte, niemand zu. Man machte entweder andre Schularbeiten oder las heimlich Romane unter der Tafel. Namentlich die Geheimnisse von Paris von Eugène Sue, Dumas des Ältern Graf von Monte Christo und einige Romane der George Sand waren damals unter den Schülern en vogue. Wir lasen sie aber nicht französisch, sondern verschlangen sie in deutschen Übersetzungen. So gering dachten wir von dem französischen Unterricht des Alten, daß uns der Gedanke, man könne darin Französisch lernen, ganz fern lag. Es kam damals ein junger Franzose aus Genf nach Quedlinburg und erbot sich im amtlichen Wochenblatt zur Erteilung französischer Konversationsstunden. Mein Vetter

Ludwig Kramer und ich erbaten uns von unsern Vätern die Erlaubnis, gemeinsam diesen Privatunterricht nehmen zu dürfen. Wir haben auch ein halbes Jahr lang mit dem Franzosen ein paar französische Komödien gelesen und mit ihm darüber parliert. Auf unser Verhältnis zu der französischen Stunde in der Schule hatte das nicht den mindesten Einfluß. Wir ignorierten den französischen Schulunterricht, soweit wir nicht zum Übersetzen an die Reihe kamen. Der Alte erfuhr weder, noch merkte er, daß zwei seiner Schüler außerhalb der Schule unter privater Anleitung eifrig Französisch trieben.

Noch schlimmer stand es mit dem Geschichtsunterricht. Der Alte las aus einem von ihm in frühern Jahren sicherlich mit großer Sorgfalt und Weitsehigkeit ausgearbeiteten Heft russische und polnische Geschichte vor. Das interessierte keinen von uns. Wenn wir nicht schliefen, so arbeiteten wir irgend etwas in einem andern Fache oder trieben Motria. Nur Geschichte lernten wir nicht. Niemand kümmerte sich darum, niemand gab uns auch nur einen Wink, wie wir uns planmäßig und einigermaßen umfassend auf das Abiturientenexamen in der Geschichte vorbereiten sollten. Die alte Geschichte kannten wir von Sekunda her. Die Geschichte der französischen Revolution, der Freiheitskriege und allenfalls Friedrichs des Großen hatten wir privatim gelesen. Sonst aber waren wir völlig unwissend. Zum Examen lernten wir die nötigsten Daten und Jahreszahlen der deutschen Geschichte auswendig. Von der ältern Geschichte Frankreichs und von der englischen Geschichte wußten wir nichts, und von der deutschen nicht viel mehr, als was wir aus der Volksschule mitgebracht hatten. In meinem spätern Reisezeugnis war von meinen Kenntnissen in der Geschichte und Geographie ziemlich zutreffend gesagt: „In der Geschichte fehlt es seinen Kenntnissen noch an Sicherheit und Umfang; doch sind dieselben im ganzen besser, als sie in der Maturitätsprüfung erschienen sind. Von der Geographie hat er eine genügende Übersicht des Wichtigsten und Wesentlichen.“ Dies letzte traf nicht zu. Ich war tatsächlich in der Geographie sträflich unwissend. Was ich aber davon wußte, hatte ich jedenfalls nicht auf dem Gymnasium, sondern privatim gelernt. Den mit Recht gerügten Mangel in der Geschichte aber hatte einfach das Gymnasium verschuldet. Auch die Bemerkung, daß meine geschichtlichen Kenntnisse besser seien, als sie in der Maturitätsprüfung erschienen seien, verdroß mich. Denn ich hatte keine einzige Frage in der Prüfung falsch beantwortet oder unbeantwortet gelassen. Es empörte mich, daß ich zwar immer noch wohlwollend genug beurteilt worden war, daß aber die Schuld an diesem ganzen geschichtlichen Bankrott die Schule und nahezu sie allein trug. Sie hatte uns in Prima überhaupt ohne genießbaren Geschichtsunterricht gelassen. So sehr wir im übrigen den würdigen Alten respektierten, in diesem Stück waren wir ihm oder vielmehr dem Gymnasium gram.

Außer dem Direktor und dem alten Zhesfeldt unterrichtete in Prima, abgesehen von der Gesangstunde, nur noch der Kleine, Professor Schumann, und zwar in Mathematik, Physik, philosophischer Propädeutik, im Deutschen und in der Religion. Ich habe seiner schon gedacht. Es kamen bei ihm sehr komische Dinge vor, aber sein nüchternes, prosaisches Denken und der Krieg, den er gegen die bloße Phrase führte, sind uns doch zu statten gekommen. Er war eine durch und durch prosaische Natur, und es existierten über die lederne Art und Weise, in der er Schiller'sche Gedichte erklärt haben sollte, die unglaublichsten Anekdoten. Ganz so schlimm, wie es von den überemühten Primanern erzählt wurde, war es aber nicht. Ja er gab uns als Thema eines deutschen Aufsatzes sogar einmal die poetische Wiedergabe einer von uns selbst beliebig auszuwählenden Harzlage auf. Dabei kamen einzelne ganz hübsche, nach Form und Inhalt ansprechende Gedichte zum Vorschein. Mein Versuch, aus der Sage von der Tibianshöhle und dem Falkenstein eine poetische Ballade zu gestalten, wurde zwar wohlwollend beurteilt, ich fühlte jedoch selbst heraus, daß ich über gereimte Prosa nicht hinausgekommen war. Merkwürdigerweise war aber durch diesen deutschen Aufsatz unter uns Primanern eine gewisse

Neigung zum Versmachen angeregt worden. Wir lasen in der Klasse fast ausschließlich Lessing. Aus ihm entnahm Professor Schumann auch die meisten seiner Aufsatzthematika. Privatim aber schwärmten wir für Venau, Anastasius Grün, Geibel, Karl Beck, Heine, Freiligrath und allenfalls auch Platen. Heimlich versuchten wir uns in kleinen lyrischen Gedichten, in denen wir die inzwischen erwachsenen ehemaligen Tanzstundenflammen platonisch ansahen. Diese kleinen und völlig harmlosen poetischen Versuche führten dahin, daß meine beiden nächsten Freunde Karl Lange und Ludwig Kramer, von denen namentlich der erste eine wirkliche poetische Ader hatte, sich mit mir zusammen taten, uns unsre poetischen Ergüsse und Arbeiten gegenseitig vorzulesen und zu kritisieren. Alles, was die einstimmige Billigung aller drei „Dichter“ erlangt hatte, wurde höchst sauber von mir in ein dickes Quartbuch eingetragen, und wir dachten alles Ernstes daran, daß diese unsterblichen Poesien gedruckt werden müßten und der Welt nicht verloren gehn dürften. Als ich im Herbst 1850 die Reifeprüfung bestanden hatte und nach Heidelberg ging, nahm ich auf Verlangen meiner beiden noch „auf der Falle“ zurückbleibenden Mitdichter das inzwischen gefüllte, ziemlich starke Buch mit nach Heidelberg. Von dort sandte ich es an die Cottasche Buchhandlung in Stuttgart und bot es ihr für ihren Verlag an. Nach vierzehn Tagen bekam ich es mit einem höflichen Schreiben zurück. Cotta bedauerte, die von Talent zeugenden Gedichte nicht verlegen zu können, da der Büchermarkt gerade damals mit Erzeugnissen der lyrischen Muse überfüllt sei. Dann sandte ich das Manuskript an Brockhaus. Dessen Antwort war der Cottaschen fast so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Wir mußten uns also überzeugen, daß die bedeutendsten Firmen des deutschen Buchhandels — für uns kamen natürlich nur solche in Betracht — für unsre bahnbrechende, neue Poesie noch nicht das genügende Verständnis hatten. Ich nahm das Manuskript, als ich Heidelberg verließ, wieder mit nach Hause, und wir beschloßen, es nochmals einer gemeinsamen Sichtung und vielleicht Ergänzung zu unterwerfen. Arglos hatte ich das Buch auf meinem Arbeitsplatz liegen lassen. Von da war es noch vor Beginn meines dritten akademischen Semesters spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen blieben vergeblich. Erst später bin ich auf den Gedanken gekommen, daß mein guter Vater das Buch wohl einmal auf meinem Tische hat liegen sehen, daß er den gesamten Inhalt, da ich ihn sauber abgeschrieben hatte, als ausschließlich auf mein Konto kommende Produkte meiner Mußstunden betrachtet haben und auf die Idee gekommen sein mag, daß es für seinen einigermaßen impulsiven Sohn geratener sei, sich mit prosaischer Rechtswissenschaft als mit poetischen Liebesliedern, Romanzen und Balladen zu befassen. Ich bin überzeugt, daß mein Vater das Manuskript damals in aller Stille unter unsern Dampfkessel gesteckt und verbrannt hat. Gesprochen wurde davon nicht. Ich hatte auch nicht recht den Mut, meinen Vater direkt zu fragen. Vielleicht hatte ich schon damals eine Ahnung davon, daß diese unsterblichen Lieder von recht geringem Werte waren. Genug, sie waren und blieben für immer verschwunden.

Doch ich habe vorgegriffen. Als wir drei Freunde unsre „poetischen Arbeiten“ sammelten und sichteten, kamen wir auf den Gedanken, daß vielleicht auch noch andre Primaner „ganz nette“ Gedichte machen könnten, und daß man solche literarischen oder poetischen Passionen pflegen müsse. Karl Lange schlug vor, einen „Musenbund“ zu gründen. Niemand sollte Mitglied werden können, der nicht ein eignes, von ihm herrührendes Gedicht vorlegen konnte. Dieses Gedicht sollte dann im Musenbunde vorgelesen werden, und dieser sollte durch Stimmenmehrheit entscheiden, ob der Verfasser aufgenommen werden solle. Die Sache schien in der Tat zu gelingen. Es fanden sich noch einige dichtende Primaner, die zugelassen wurden. Wir erweiterten das Programm dahin, daß wir wöchentlich oder aller vierzehn Tage einmal in dem Saale eines Restaurants zusammenkamen, daß dort ein Mitglied einen literarischen Vortrag halten sollte, daß dann die Probegegedichte neu Angemeldeter vorgelesen und beurteilt werden, und daß jedes Mitglied das Recht haben sollte, ein von ihm geschaffnes Gedicht vorzulesen. Die ersten Abende verliefen ganz ver-

gnüßlich. Ich war zum Vorsitzenden gewählt worden, und wir beschloßen, den Professor Schumann zu unserm nächsten Musenbundsabend einzuladen. Er kam auch und war von der ganzen Idee des Musenbunds und von allem, was er hörte und sah, sehr befriedigt, sodaß schon von fern der Gedanke auftauchte, ob man unter diesen Umständen nicht auch den Direktor einmal einladen könne. Das war freilich eine weit gewagtere Sache, als die Einladung des gutmütigen, unpraktischen, vertrauensseligen Kleinen. Jedoch noch ehe es zu einer Entscheidung kam, machten wir eine Wahrnehmung, die den ganzen Musenbund ins Wanken brachte. Ein körperlich sehr langer, gutmütiger und allgemein beliebter Primaner, der den schönen Spitznamen Buddelmeyer führte, hatte sich durch ein Mitglied zur Aufnahme anmelden lassen. Wir waren in unsern Anforderungen an die Probegebichte wohlweislich äußerst milde gewesen, und zurückgewiesen war noch kein Angemeldeter. Buddelmeyer war uns aus Gründen der Geselligkeit äußerst willkommen. Wir konnten uns aber nicht darüber täuschen, daß die Musen nicht gerade seine Paten gewesen waren. Er war durch und durch inkarnierte Prosa. Aber der Abend, an dem über seine Aufnahme entschieden werden sollte, kam heran, und ich hatte sein Probegebidicht vorzulesen. Es war schwülstig und nahezu unverständlich, erregte allgemeine Heiterkeit und rief eine höchst witzige, aber harmlose Diskussion hervor. Mir kam manche Wendung des Gedichts bekannt vor, ich wußte aber nicht, wo ich die Anklänge zu suchen hatte. Natürlich wurde Buddelmeyer schließlich aufgenommen, und da er schon vorn in der Gaststube wartete, wurde er hereingeholt und willkommen geheißen. Damit war sozusagen der offizielle Teil der Versammlung zu Ende. Wir setzten uns plaudernd um den Tisch herum, um unser Glas Bier auszutrinken, und bei dieser Gelegenheit sagte ich unserm neuen Mitgliede, ich wisse mir keinen rechten Vers darauf zu machen, aber sein Gedicht sei mir merkwürdig bekannt vorgekommen; jezt, nachdem er aufgenommen worden sei, möge er mir einmal auf die Sprünge helfen, woher er das Gedicht habe. Buddel, wie wir den Spitznamen abkürzten, schmunzelte vergnügt, zögerte noch eine Weile, dann sagte er: „Ich habe es wahrhaftig selbst gemacht. Aber du wirst wohl Recht gehabt haben, als dir die Verse bekannt vorkamen. Ich hatte mir die tollste Mühe gegeben, ein Gedicht zustande zu bringen. Es wäre auch ganz gut gegangen, wenn die verdammten Reime nicht wären. Ich habe niemals in meinem Leben reimen können, und ich kann es auch heute noch nicht.“ — „Na, Menschenkind, wie hast du's denn schließlich gemacht? Deine holprigen Verse reimen sich doch!“ erwiderte ich. — „Seht euch die Reime nur einmal genauer an, sagte Buddelmeyer vergnügt, merkst du was?“ — Ich zog das Gedicht aus der Sammelmappe des Musenbundes, sah es mir noch einmal auf seine Reime durch und brach unwillkürlich in helles Lachen aus. „Kinder, rief ich, der Buddel ist ein großartiges Genie, und wir sind Musenbündler, wie sie im Buche stehn. Wißt ihr, wie er es gemacht hat? Er hat aus dem Monolog der Jungfrau von Orleans sämtliche Reime genommen und einen neuen Text davor gesetzt! Hört zu:

Ich fühl es draußen auf den grünen Tristen,
In meinem tiefsten Innern fühl ichs wohl;
Erschießen könnt ich mich, ja selbst vergiften,
Nie wieder gibts für mich ein Lebenswohl.
Ich wandre einsam; diese grünen Bäume,
Sie rauschen meinen Kummer mir nicht fort;
Die Glut des Innern löscht kein kühler Brunnen,
Wo ist der Ausgang dieses finstern Tals?
Den Kummer ström ich aus in meine Lieder,
Die Träne rinnt, und immer rinnt sie wieder.*)

Und so weiter mit Grazie in infinitum. Und den Reim vergiften auf Tristen

*) Das Gedicht selbst besitze ich nicht mehr. Ich kann daher nicht für die obige Fassung, sondern nur für die Wahrheit des erzählten Vorgangs im ganzen einstehn.

hat er sogar eigenhändig dazu gedichtet. Buddelmeyer, du sollst leben und der ganz verrückte Musenbund daneben.“ Das gab dann begreiflicherweise eine ungeheure Heiterkeit. Es gab aber auch dem Musenbunde den Todesstoß. Er schlief allmählich ein. Wir erkannten die Torheit des Versuchs, Dichter zu züchten, zu deutlich, als daß wir ihn ernstlich hätten fortsetzen sollen. Nur wir drei Freunde trieben unsere poetischen Privatvergünstigungen weiter und übersetzten namentlich auch einzelne Stellen aus Virgil und Homer in Alexandrinern oder auch Ottaverimen.

Für die Schule wurde fleißig gearbeitet. Namentlich war es der Direktor, dessen Sinn für klassische Schönheit und Poesie uns fesselte. Nur in der griechischen Prosa traf er nicht immer den rechten Ton, uns für die gelesenen Schriftsteller zu interessieren. Sokrates war für uns der Gipfel der Langweiligkeit. Wir präparierten uns mit Hilfe einer Übersetzung, aber der Inhalt dieser formvollendeten Reden blieb uns gleichgültig, ja im Grunde ebenso verschlossen, wie die verständnisvolle Empfindung für die Schönheit der Sprachform. Zu unsrer Schande muß ich bekennen, daß es uns mit Demosthenes nicht viel besser ging. Für die Person des berühmten Redners hatten wir vielleicht etwas mehr übrig als für Sokrates; aber der Inhalt der Demosthenischen Reden ließ uns genau ebenso kalt. Ich kann mir das nur daraus erklären, daß unser Direktor es unterließ, uns für den geschichtlichen Hintergrund dieser Reden, die Zeit Philipps und die nationalen Gefahren des Griechentums, lebendig zu interessieren. Eine Unterlassung, die ich mir bei dem mit einem ziemlich sichern pädagogischen Instinkt ausgerüsteten geistvollen Manne nicht zu erklären vermag. Vielleicht waren Sokrates und Demosthenes ihm selbst zu trocken.

Völlig anders war unser Verhältnis zu Plato. Ihn lasen wir mit dem lebhaftesten Interesse und mit Lust. Ich kann nicht behaupten, daß wir zu unsrer Vorbereitung für die Klasse nicht auch bei der Lektüre des Plato eine deutsche Übersetzung benutzt hätten. Aber die philosophischen Ideen Platons, das Daimonion des Sokrates und dessen ganze Persönlichkeit interessierten uns und vielleicht auch den Direktor bis ins Innerste. Die Stunden wurden zu lebhaften Disputationen. Ich behaupte nicht, daß diese Platostudien die Lücken ausgefüllt hätten, deren wir uns in bezug auf eine einheitliche, ich will nur sagen plausible Weltanschauung wohl bewußt waren. Dazu reichte der subjektivistische, ästhetisierende Theismus und Idealismus unsers Direktors nicht aus. Aber es war doch ein heißes Verlangen in uns, auf dem Wege philosophischer Spekulation der Erkenntnis der Wahrheit nachzujagen. Diesem Verlangen trug der Direktor in den Platostunden Rechnung. Daß uns diese Dinge wirklich interessierten, war, pädagogisch angesehen, schon ein großer Gewinn. Freilich standen wir zum Direktor auch nicht so, daß wir ihm mit unsern Zweifeln und innerlichen Nöten direkt auf den Leib gerückt wären. Dazu tagierten wir seine religiöse Stellung — damals vielleicht nicht ganz mit Unrecht — nicht als sicher und tief genug. Wir achteten ihn als Lehrer, wir respektierten seinen Idealismus, uns gefielen seine weltförmigen, guten Manieren und die Gewandtheit seines Auftretens, wir liebten seinen Humor und seine witzigen Bemerkungen, wir waren ihm dankbar zugetan für die reichen Gaben, die wir von ihm empfangen; aber unser eigentlicher Vertrauensmann für unsre Zweifel und Gewissensnöte war er nicht. Professor Gohrau hätte vielleicht dieser Vertrauensmann für uns werden können; aber er unterrichtete in Prima überhaupt nicht, und wenn wir ihm auch nicht gerade völlig entfremdet waren, so war er uns doch nicht mehr nahe genug, daß wir uns mit unsern persönlichsten Gewissensgeheimnissen an ihn herangewagt hätten. So hatten wir keinen einzigen vollen Vertrauensmann unter den Lehrern. Das war nicht gut. Wir waren gesunde, fröhliche und recht leichtsinnige Jungen. Aus Weltschmerz und Pessimismus hätte sich damals keiner von uns eine Kugel durch den Kopf gejagt. Aber schade war es doch, daß wir niemand hatten, dem wir selbst unsre Führung durch das Labyrinth der eigentlich großen, entscheidenden Lebensfragen anzuvertrauen uns getrauten.

Unser Religionslehrer, Professor Schumann, war dazu ganz und gar nicht geeignet. Das wurde uns in unserm letzten Schulsemester noch klarer, als es uns schon vorher gewesen war. Im Sommer 1850 brach in Quedlinburg eine außerordentlich heftige Choleraepidemie aus. Die Jugend nimmt solche Heimsuchungen, solange sie nicht unmittelbar davon berührt wird, nicht allzu schwer. Immerhin machte das massenhafte Sterben in der Stadt doch einen gewissen Eindruck auf uns. Einzelne Häuser starben förmlich aus. Nun hatte Professor Schumann irgendwo gelesen, es sei nicht ausgeschlossen, daß das heftige Auftreten der Cholera mit der Menge der an einem infizierten Orte in der Luft vorhandenen Elektrizität in Wechselwirkung stehe. Je höher der Elektrizitätsgehalt der Luft war, desto geringer sollte die Zahl der Cholerafälle sein. Professor Schumann hatte infolgedessen ein Instrument konstruiert, das er Elektrometer nannte. Es zeigte durch das Anschlagen einer Feder oder eines Plättchens den Prozentsatz der Elektrizitätsmenge der Luft an. Wenigstens behauptete das der Kleine. Natürlich schafften wir uns das kleine, billige, bei einem Mechaniker käufliche Instrument an und beobachteten jeden Morgen, ehe wir zur Schule gingen, wie oft es angeschlagen hatte. In der Regel hatte Professor Schumann die erste Stunde zu geben. Zweimal in der Woche war dies die Religionsstunde. Er las dann mit uns das Neue Testament griechisch, aber so trocken und langweilig, daß uns diese Art Religion zuwider war. Wenn Professor Schumann in der Klasse erschien, so wurden zunächst aus Engels Religionsgesangbuch, einer wahren Parikatur eines guten Gesangbuchs, ein paar lederne Verse gesungen, richtiger abgebrüllt. Dann aber fragte einer von uns den Professor, ob er nicht erlaube, daß wir ihm zunächst unsre am Elektrometer gemachten Beobachtungen mitteilten. Der Kleine stimmte dann regelmäßig mit einer Bemerkung zu, die darauf hinauslief, daß ja der Verlauf der Cholera und ihre rationelle Bekämpfung auf wissenschaftlichem Wege auch eine wichtige Sache sei, wohl ebenso wichtig wie die Religion. Dann erzählten wir, wieviel Schläge das Elektrometer gemacht habe, und ob die Zahl der an der Cholera Erkrankten oder Gestorbenen zu- oder abgenommen habe. Daran knüpften sich dann Besprechungen über die Möglichkeit, künstlich den Elektrizitätsgehalt der Luft zu verstärken, z. B. durch Anzündung großer Feuer und Entwicklung großer Rauchmengen. Mit solchem ganz unfruchtbaren Hin- und Herreden wurde dann die erste Stunde hingebracht. Das war ja sehr ungehörig, und Professor Schumann hätte besser getan, sich von dem vorgeschriebnen Lehrplan durch solche Schülertorheiten nicht abdrängen zu lassen. Trotz alledem hatten wir ihn aber lieb, und wenn er einmal mit uns einen Ausflug in den Harz machte und sich mit uns über allerlei naturwissenschaftliche Dinge unterhielt, so waren wir ihm dankbar und durch sein unerschütterliches Vertrauen zu uns gerührt. Nur daß wir uns bei ihm über unsre religiösen Zweifel, unsre philosophischen Mörte und über die großen Widersprüche des Menschenlebens Rat geholt hätten, dazu war er nicht der rechte Mann.

Eine große Rolle spielten damals bei uns die Musik und der Gesang. Ich war noch immer Mitglied des Gymnasialchors. Er stand unter der Leitung des Musikdirektors Wackermann. Dieser, ein begabter und tüchtiger Schüler Spohrs, komponierte auch größere Stücke und leitete zugleich einen Männergesangsverein, den Arion, der im Winter regelmäßig große Konzerte gab, ja sogar von Zeit zu Zeit einmal eine Oper im Kostüm aufführte. Auf Veranlassung oder wenigstens mit Zustimmung unsers Gesanglehrers Wackermann waren die Primaner, die singen konnten, Mitglieder des „Arion“ geworden. Der Direktor Richter und die Schule fanden hieran nichts auszusetzen. Ich sang ersten Baß und habe zweimal die Gorgingsche Oper „Bar und Zimmermann“ und die Oper „Prinz Eugen“ von Schmidt im Quedlinburger Schauspielhause mit auführen helfen. Im Grunde war das weit bedenklicher, als mein erstes Auftreten in diesem Märentempel, wo ich als Straßenjunge in „Rochus Pumpnickel“ mir das Recht erspielt hatte, den zweiten Akt der „Zauberflöte“ umsonst zu sehen.

Außerdem hatten wir Primaner und Sekundaner noch einen besondern Schülergesangsverein. Auch hier sangen wir, ähnlich wie im „Arion,“ Vieder für vierstimmigen Männergesang. Dirigent war ein Primaner, der musikkundige Sohn eines Kantors auf dem Lande, und die Übungen wurden im Hause des Kaufmanns Ramdohr gehalten, dessen älteste Söhne Mitglieder waren. Hier getrunken wurde dabei nicht, wohl aber geraucht. Der Gesang war etwas rauher und roher, als der im „Arion,“ jedoch sind niemals irgendwelche Unordnungen in diesem Gesangsvereine vorgekommen.

Endlich aber waren die sangeskundigen Primaner und Sekundaner sämtlich Mitglieder des sogenannten Singvereins. Er hieß eigentlich „Allgemeiner Gesangsverein“ und war ein Oratorienverein, der Vorzügliches leistete. Ihm gehörten die Familien der besten Quedlinburger Gesellschaft als zahlende Mitglieder an, und wer irgend den Anspruch erhob, musikalisch zu sein, Männlein wie Weiblein, nahm an den Übungen und Aufführungen des Singvereins teil. Dort sahen wir denn auch aus der Ferne unsre einstigen Tanzstundendamen wieder, und die Dichter unter den Gymnasiasten begeisterten sich hier zu den Oden der Bewunderung, die sie an die eine oder die andre der singenden Damen richteten. Von Zeit zu Zeit erschien anonym auch ein solches Gedicht im „Quedlinburger Wochenblatt“ oder in dessen Konkurrenzblatt, dem „Volksboten,“ der seit dem Jahre 1848 die freiere Richtung der Quedlinburger Journalistik vertrat. Leiter des Singvereins war der Organist Hermann Bönicke, ein hochbegabter, liebenswürdiger Mensch, der mit den ihm zu Gebote stehenden musikalischen Kräften Großartiges leistete. Als Begründer des Singvereins galt Bönickes Vorgänger, der Organist Liebau, der auch als Komponist in weitem Kreise eines verdienten Ansehens genoß. Dieser Singverein war für das feinere Kulturleben der Stadt von großer Bedeutung. Er befaßte sich statutenmäßig nur mit ganz ernster Musik. Diese aber wurde mit einer Hingebung, einem Verständnis und einem Erfolge gepflegt, wie es in einer kleinern Provinzialstadt mit kaum 14000 Einwohnern nicht leicht wieder vorkommen dürfte. Wir führten alle berühmten Oratorien auf: Beethovens Missa solemnis, Mozarts Requiem, die Bachschen Passionen, Händels Messias, Samson und Judas Makkabäus, Haydns Schöpfung und Jahreszeiten, Mendelssohns Paulus, Elias und Athalia, kurz alles, was auf diesem Gebiete irgend von Bedeutung war. Das war für die Richtung unser musikalischen Geschmacks natürlich von Wert. Ich empfinde die Frucht davon noch heute mit tiefer Dankbarkeit. Aber auch die Übungen in Gemeinschaft mit den Damen hatten für uns junge Leute etwas Erziehendes.

Daneben liefen wir Primaner, soweit die Schule uns irgend Zeit ließ, viel in den Harz. Das war unser Sport. Wie oft warf ich Nachmittags, wenn ich nach vier Uhr aus der Klasse nach Hause kam, meine Bücher hin und lief dann los nach dem Hexentanzplatz oder der Kofstrappe, einen Weg, zu dem ich heute mindestens drei Stunden gebrauchen würde. Ich brachte es damals ohne Überanstrengung fertig, Punkt sechs Uhr auf dem Tanzplatz zu sein. Dort wurde ein Glas Milch getrunken, im Winter auch wohl ein Glas Grog, und dann unverzüglich der Rückweg angetreten. Wenn ich dann kurz nach acht Uhr wieder zu Hause war und zum Abendtisch kam, so gereichte es mir zu nicht geringer Genugtuung, auf die Frage: „Wo bist du denn heute Nachmittag gewesen?“ gleichmütig zu antworten: „Ich war ein wenig auf dem Hexentanzplatz.“ Das war wirklich eine Leistung.

Unsre musikalischen Interessen trieben uns auch zuweilen in das Hoftheater nach Ballenstedt. Ich wurde ohnehin ziemlich oft von meiner Mutter dorthin mitgenommen und habe dort treffliche Aufführungen vieler guter Opern gehört. Wenn aber der musikalische Teil unsrer Prima nach Ballenstedt in die Oper ging, so wäre ich um keinen Preis davon zurückgeblieben oder mit meiner Mutter gefahren. Zuweilen gab dort der Dresdner Tenorist Tichatschek Gastrollen. Wir Primaner brachten es bei ziemlich hohem Schnee fertig, Nachmittags nach der Schule nach

Ballenstedt zu laufen, zwei bis drei Stunden im Theater zu sitzen, dann nach Hause zu wandern und am andern Morgen frisch, wie immer, um acht Uhr in der Schule zu sitzen. Einmal schwangen wir uns sogar dazu auf, nach Ballenstedt zu fahren, um Eichatschek zu hören. In der Prima hatten wir einen höchst gerissenen Mitschüler, namens August Sachtleben. Sein Vater war Auktionator und zugleich eine Art Trödelkrämer im großen, denn er kaufte alles, was andre nicht haben wollten. Sein Haus steckte voll des wunderlichsten, verschiedenartigsten Trödelkrams. Der alte Sachtleben hieß, wohl wegen seines zutulichen, etwas aufdringlichen Wesens, allgemein der Allerwelts Cousin. Auch sein Sohn August wurde von uns nie anders gerufen als Cousin. Er hatte von seinem Vater die Lust am Handeln und Erwerben geerbt und trieb einen ausgedehnten Antiquarhandel. Bücher, die wir nicht mehr gebrauchten, verkauften wir an August Sachtleben, und von ihm erwarben wir die neuen Bücher, deren wir bedurften. Jeder war überzeugt, daß der Cousin ihn übervorteilte, aber alles lief zu dem schlaun Bengel hin, über dessen Profite die abenteuerlichsten Gerüchte kursierten. Nun hatte der alte Sachtleben damals ein altes, halb verhungertes Pferd gekauft; das spannte er vor einen noch ältern desolaten offenen Korbwagen, auf dem zur Not sechs Menschen sitzen konnten, und diese Equipage vermietete er als Einspänner. Eines Mittwochs machte ein Primaner den Vorschlag, Nachmittags den Einspänner des Cousins zu mieten und damit nach Ballenstedt zu fahren, wo Abends Eichatschek sang. Es fanden sich denn auch sechs Teilnehmer. Ich war natürlich dabei. Der Cousin verlangte als Miete für Pferd und Wagen einen Taler. Die Kosten für das Füttern des Pferdes und das Chausseegeld sollten wir außerdem übernehmen. Er machte aber zur Bedingung, daß er selbst umsonst mitfahren müsse. Sein Theaterbillet wollte er bezahlen, an den sonstigen Kosten aber nicht beteiligt werden. Unsrer Zweifel, ob der Gaul die Last von sieben Menschen werde bewältigen können, wies er mit überlegener Sicherheit zurück. Der Vertrag wurde abgeschlossen, und Nachmittags zur bestimmten Stunde fanden wir sechs Primaner uns in der Wohnung des Cousins ein. Gaul und Wagen machten eine jämmerliche Figur. Nichts war daran in Ordnung, Geschirr und Zügel mit Bindfaden geflickt und zusammengebastelt, der Wagen schmutzig und durchlöchert, das Pferd verhungert, ruppig, kraftlos. Es war ein Wagnis, auf den Wagen zu klettern. Der Cousin aber fuhr selbst und setzte sich platt auf den Boden des Gefährts über der Deichsel. Natürlich war es eine lustige Fuhre. Die Leute, an denen wir vorüberfuhren, schüttelten die Köpfe und lachten. Wir lachten aber noch mehr und kamen auch glücklich in Ballenstedt an. Der Gaul wurde so reichlich gefüttert, wie er es wahrscheinlich nie mehr auch nur zu träumen gewagt hatte. Bedenklich wurde jedoch die Rückfahrt bei stockfinsterner Nacht. Von Laternen war natürlich an dem alten Wagen des Cousins keine Rede. Eine halbe Stunde nach der Abfahrt waren wir auf der Höhe des Zehlings. Dort war ein Wirtshaus, vor dem wir anhielten. Während wir im Gastzimmer unser Bier tranken und auch den Cousin bewirteten, hatten zwei von uns dem Pferde draußen bairisch Bier in den Futtereimer gegossen. Plötzlich kamen sie hereingestürzt und behaupteten, der Gaul sei betrunken. Einer von uns zündete draußen einige Streichhölzer an und hielt sie dem Pferde vor die Augen. Darauf schien es in der That ungewöhnlich munter zu werden, und da der Wagen keine Bremse — wenigstens keine wirkame — hatte, so ging es in wahrhaft halbschnekerischer Gangart den steilen Berg hinunter. Unten aber blieb das Pferd mitten in der Finsternis stehn und war nicht weiter zu bringen. Der Cousin hieb mit der Peitsche unbarmherzig auf das arme Tier los, aber vergeblich. Es haßte den Wagen zurück, statt ihn vorwärts zu ziehn. Schließlich blieb nur übrig, daß wir abstiegen. Einer ging vor dem Wagen her und beleuchtete mit einzelnen Zündhölzern den Weg. Wir andern griffen von hinten in die Speichen der Räder und schoben den Wagen nach vorn. So kam denn die Fuhre allmählich wieder in Gang und bewegte sich in langsamem Schritt in der Richtung nach

Quedlinburg zu. Einige waren wieder aufgestiegen, andre gingen, mitleidig den Wagen schiebend, hinter diesem her. Endlich kamen wir an den Johannis Hof vor Quedlinburg und waren froh, den Cousin mit seiner alten Kracke abloshen und zeh'n lassen zu können. Das waren ja Extratouren, und ganz korrekt waren sie, vom Gesichtspunkte der Schule angesehen, sicherlich nicht; aber im Grunde war doch unser ganzes Treiben harmlos und dem übermüthigen Primaneralter ganz entsprechend.

Meine Ferien verlebte ich fast immer bei meinen Geschwistern in der Oberförsterei Tillerode. Das Dörfchen liegt fast am Rande des Ostharzes zwei Stunden östlich von Harzgerode, ein kleines Idyll nahe am Walde. Schon der Marsch von Quedlinburg dorthin, mitten durch den schönen Harz, war eine Lust. Die Entfernung von Quedlinburg aus betrug reichlich sechs Stunden. Es gab einen doppelten Weg. Entweder ging man über Gernrode, am Stubenberge vorbei, über das Haserfeld, das Sternhaus, über die alte Erichsburg oder auch über die Heinrichsburg, den Mägdesprung, Harzgerode, Schielo, Steinbrücken und Abberode, oder man wandte sich gleich von Quedlinburg mehr östlich nach Ballenstedt, kam dort in den Wald, ging über den Kohlenbach hinab in das schöne Selletal, dann hinauf nach dem Schloß Falkenstein, von da über das Gartenhaus und Pansfelde an Molmerswende, dem Geburtsorte des Dichters Gottfried August Bürger, vorbei und kam dann fast von Norden her auf das Forsthaus zu. Beide Wege waren landschaftlich gleich schön. Beide führten zuerst zwei Stunden lang durch flache Felder, aber angesichts der grünen Harzberge, dann durch herrlichen Wald über Berg und Thal, sodaß der sechsstündige Marsch mir und dem Kameraden, den ich meistens mitnahm, niemals eintönig, langweilig oder zuviel wurde. Wenn ich mit den Eltern hinauffuhr, wurde in der Regel der besser chauffierte Weg über Gernrode, Mägdesprung und Harzgerode gewählt. Beide Wege bin ich aber auch unzähligmale zu Fuß gewandert. Von meinen Freunden begleiteten mich oft entweder Julius Engel oder Ludwig Kramer. Unterwegs sahen wir Hirsche und Rehe, einmal in der Nähe des Mägdesprungs dicht am Wege, nicht zehn Schritte von uns entfernt, eine leibhaftige starke Wildkatze auf einer jungen Eiche. Mein Schwager ließ mich zuweilen wohl einmal Tabellen und andre amtliche Schriftstücke abschreiben; auch wurden die Ferienarbeiten eben gewissenhaft angefertigt. In der Hauptsache aber waren die in Tillerode zugebrachten Wochen doch nur Tage der glücklichsten, freiesten Erholung. Tillerode lag vom großen Verkehr ein wenig abseits. Meinen Geschwistern war deshalb jede Unterbrechung ihrer Einsamkeit — sogar durch ein paar Jungen — willkommen. Obst gab es dort oben in Hülle und Fülle. Im Baugarten hatte mein Schwager für uns ein Reck und einen Barren zimmern lassen, und zum Klettern war uns kaum ein Baum zu hoch. Die größte Herrlichkeit für uns aber war der Wald. Wir durften mit zu den Holzschlägen oder Forstkulturen wandern, den Dohnenstieg absuchen, in der „Köte,“ einer aus Birkenstämmen für die Holzhauer im Walde hergestellten Hütte, am Feuer sitzen und Kartoffeln braten. Zu Pfingsten war unter der Dorflinde vor dem Forsthaufe großes Tanzvergnügen. Da schwangen wir als Sekundaner und Primaner mit den Bauernmädchen und den Waldarbeiterinnen das Tanzbein. Im Revier Tillerode lag eine berühmte alte Richtstätte, auf der alljährlich das „Rüegericht“ gehegt wurde, ein uralter, deutscher Brauch, dem der treffliche anhalt-berenburgische Minister von Schözell durch Landesgesetz neue rechtliche Geltung verschafft hatte. In diesem Rüegericht wurde unter einer alten Eiche vor versammelter Gemeinde unter bestimmten Rechtsformen über Holz- und Waldsregel verhandelt und abgeurteilt. Natürlich war auch das für uns Jungen vom höchsten Interesse.

Eine Stunde Wegs von Tillerode lag das Städtchen Wippra. Dort war vor der Stadt ein prächtiges Sturz- und Wellenbad. Dahin wanderten wir im Sommer gegen Abend, badeten und verzehrten auf dem Rückwege im Walde das mitgenommene Vesperbrot.

Auch nach dem noch einige Meilen weiter östlich liegenden Mansfeld bin ich von Tilkerode aus wiederholt gewandert. Nicht weit davon war die älteste Schwester meiner rechten Mutter an den Oberförster Dende in Braunrode verheiratet. Dahin fuhren wir häufig Sonntags, und auch dieser Verkehr mit meinen Verwandten von mütterlicher Seite war mir, ganz abgesehen von dem fröhlichen Kreise des Dendeschen Hauses, lieb und wertvoll.

In Tilkerode habe ich auch zuerst angefangen, mich zum Jäger auszuwachsen. Das ist mir später, als ich in Krosla Kammerdirektor wurde, sehr zu statten gekommen. Mit Wonne denke ich noch heute daran, wie ich als Primaner mit einer einläufigen Schrotflinte meines Schwagers im Tilkeroder Revier die erste Treibjagd mitmachen durfte, wie ich das Glück hatte, daß mir dabei ein starker Rehbock kam, und das noch größere, daß er auf meinen Schuß im Feuer zusammenbrach.

Freilich habe ich auch Jägerlehrgeld zahlen müssen. Mein Schwager nahm mich Abends regelmäßig mit auf den Anstand. Ich durfte einen Hasen oder auch einen Rehbock schießen. Dagegen war mir das Schießen einer Rinde während der Schonzeit so ziemlich bei Todesstrafe verboten. Eines Abends hatte mein Schwager mir meinen Platz im Schutze eines Wellenhausens angewiesen. Es war ein zaubrisch schöner, stiller Frühlingsabend, und ich beobachtete scharf den in einer Entfernung von fünfzig bis sechzig Schritten vor mir liegenden Waldrand. Da traten gerade vor mir zwei Rehe und ein guter Bock aus der Dichtung. Zwar dämmerte es schon stark, und da die drei Rehe mit der Breitseite vor mir standen und ästen, so konnte ich nicht mit Sicherheit unterscheiden, welches der Bock und welche die Rinden waren. Ich glaubte aber darauf schwören zu können, daß es der Bock war, der mir am nächsten stand. Ich zögerte noch einen Moment, aber die Versuchung war zu groß, ich schoß. Zu meinem tödlichen Schrecken setzten der Bock und eine Rinde flüchtig in die Dichtung hinein. Vor mir lag das arme zweite Reh mauferot. Mein Schwager hatte seinen Stand schon verlassen gehabt, als mein Schuß fiel. Er war gleich darauf an meiner Seite und über den von mir verübten Frevel schier außer sich. Ich bin in meinem ganzen Leben niemals so grob und anzüglich ausgeschimpft worden, wie damals von ihm, dem gutmütigsten und besten aller Menschen. Mäsjägererei, nichtswürdiger Jagdfrevel und ich weiß nicht, welche andern, die tiefste Verachtung ausdrückenden Bezeichnungen sich meine leichtsinnige Heldentat gefallen lassen mußte. Ich war sehr kleinlaut und ließ mit tiefer Beschämung, ja Zerknirschung alles über mich ergehen. Schließlich wurde die geschossene Rinde mit dem erforderlichen Weidmannsgeschick in einen Rehbock umgewandelt. Aus dem Schädel wurde ein dreieckiges Stück, auf dem allenfalls ein Gehörn hätte gegessen haben können, herausgeschnitten. Damit ging dann allmählich das Unheil vorüber. Ich habe aber seitdem auf allen Jagden eine ganz heillose oder vielmehr heilsame Furcht davor gehabt, aus Versehen eine Rinde statt eines Bockes zu schießen.

Und doch! Viel hätte nicht gefehlt, so wäre mir das Unglück noch einmal passiert. Auf einer Jagd, die ich als Stolberg-Kroslascher Kammerdirektor als Gasi meines erlauchten Dienstherrn im Siebengemeindewalde bei Ustrungen mitmachte, war das Schießen von Rinden streng verboten worden. Ich stand auf einem glücklichen Plaze und hatte schon ein Alttier geschossen. Da traten plötzlich ein Rehbock und eine Rinde, freilich in einer Entfernung von etwa hundertfünfzig Schritt äsend, vor mir auf den Waldweg. Im Andenken an mein Malheur in Tilkerode wurde ich zweifelhaft, ob der Bock oder die Rinde vorn stand. Die Gelegenheit war aber gar zu günstig. Ich schoß mit der Kugel. Glücklicherweise war es diesmal der Bock, der im Feuer blieb, während die Rinde zurücksprang. Mein Schuß wurde in allen Jägertonarten gelobt. Hätte ich statt des Bockes die Rinde geschossen, ich glaube, mein sonst so gütiger Dienstherr, Graf Karl Martin, hätte mich zermalmt. Ich mußte mir aber doch sagen, es war mehr Glück als Verstand dabei.

* * *

Inzwischen nahte allmählich die Zeit der Prüfung heran. Daß ich besondre Furcht davor gehabt hätte, kann ich nicht sagen. Im Lateinischen war ich völlig sicher, im Griechischen mindestens nicht schlechter als irgend ein anderer Primaner, im Deutschen galt ich bei Lehrern und Schülern als der Klasse voraus. In der Mathematik war ich freilich schwächer, als Professor Schumann ahnte; aber in der Klasse hatte ich doch so viel geleistet, wie die andern Primaner auch. Meine Schwächen in der Geschichte und Geographie waren mir nicht verborgen; aber da die Schule uns in diesen beiden Wissenschaften mit einer, wie mir schien, unerhörten, fast demonstrativen Stiefmütterlichkeit behandelt hatte, so vermochte ich mir nicht vorzustellen, daß man im Abiturientenexamen mehr verlangen werde, als man uns gelehrt hatte. Das schriftliche Examen verlief denn auch ohne jede Schwierigkeit. Ich schrieb damals den lateinischen Aufsatz mit nahezu gleicher Leichtigkeit und Sicherheit wie eine deutsche Abhandlung. In der Mathematik begnügte ich mich, von den gestellten vier Aufgaben drei zu lösen. Das genügte vollkommen. Das mündliche Examen verlief viel harmloser, als wir zu hoffen gewagt hatten. Um zwei Uhr wurden wir hinausgeschickt und nach fünf Minuten wieder hineingerufen, um die Eröffnung zu vernehmen, daß wir das Examen bestanden hätten. Wir waren vier Abiturienten: Wahlstab, ein gescheiter, aber in sich verschlossener Bauernsohn aus der Magdeburger Börde. Er hat Medizin studiert und ist, obwohl körperlich ein Hüne, früh gestorben. Sodann P., der Sohn eines Geistlichen, äußerlich und innerlich einigermaßen verwöhnt. Er ist ein sehr angesehener und wohl situierter Arzt geworden. Der dritte war Armin Brode, der Sohn eines ehrenwerten und tüchtigen Rektors in dem Städtchen Ermsleben am Harz, ein blasser, mangelhaft ernährter, aber solider Junge mit dem besten Herzen von der Welt, nicht übermäßig begabt, aber einer von denen, die nach dem Maße ihrer Kraft immer ihre Schuldigkeit tun. Wir waren ihm alle gut, und jeder rechnete ihn zu seinen besten Freunden. Wahlstab und P. hatten sich von uns andern isoliert. Sie ließen sich auch am Abend des Examenstag bei unserm sogenannten Abiturientenkommerz nicht sehen. Da Armin Brode zahlreiche unversorgte Geschwister hatte, so hatte ich die Kosten dieses Kommerzes, die übrigens nur in der Bezahlung von zwei Fäßchen Bier und einigen zerbrochenen Gläsern bestanden, allein übernommen. Meine Eltern fanden das ganz in der Ordnung. Freude habe ich an diesem Abiturientenkommerse wenig gehabt. Als ich um acht Uhr in das Lokal trat, fand ich die meisten Primaner und Sekundaner schon im Stadium einer unnatürlich lauten Ausgelassenheit, wie wir sie in den letzten beiden Jahren gar nicht mehr gekannt hatten. Einer meiner nächsten Freunde vom Musenbunde her sprach nur noch in Dithyramben, die sich teils gegen die „Falle“ (das Gymnasium), teils gegen die Lehrer, teils gegen die Welt im allgemeinen wandten. Er umarmte mich stürmisch und dichterisch zugleich, sodaß ich ihn, ohne weiter ein Wort zu sagen, unter den Arm nahm und nach Hause führte. Damit war er auch ganz einverstanden. Als ich wiederkam, war die Hälfte der Eingeladenen verschwunden. Sie hatten gleichfalls gefühlt, daß es Zeit für sie sei, sich schlafen zu legen. Wir andern saßen noch bis zehn Uhr zusammen und plauderten; aber von rechter Freude oder gar Weihe war an jenem Abend keine Rede mehr. Der Verlauf des Abends zeigte deutlich, wie wenig wir in den letzten Jahren seit 1848 gekneipt oder gar kommerziert hatten. Primaner und Sekundaner konnten kaum noch ein oder zwei Glas Bier vertragen.

Viel netter war die Gastlichkeit, die uns mein Mitabiturient Armin Brode erwies. Er hatte im Auftrage seiner Eltern eine kleinere Zahl unser nähern Freunde und mich eingeladen, am nächsten Sonntabend mit ihm nach dem etwa vier Stunden entfernten Ermsleben zu wandern und dort bei seinen Eltern Kaffee zu trinken und einfach zu Abend zu essen. Das war eine fröhliche Wanderung, und als wir mit dem Herrn Rektor, der Frau Rektorin und ihren Kindern bei Kaffee und Kuchen um den großen Tisch herumsaßen, wurden dort unter der sehr geschickten Leitung des Vaters Brode ebenso nützliche wie fröhliche Gespräche geführt.

Abends gab es frische Wurst, Eier, Schinken, Kartoffelsalat, Butter und Käse. Dazu ein Glas Bier, und das gab eine überaus fröhliche, unsern jungen Herzen wohlthuende Geselligkeit. Die Sterne standen schon am Nachthimmel, als wir uns mit herzlichem Danke empfahlen. Dann ging es mit fröhlichem Gesang und lustiger Plauderei heimwärts durch die schöne Sommernacht.

Dann kam noch der große Tag der feierlichen Entlassung der Abiturienten. Zum letztenmal saßen wir — diesmal im Frack und weißer Binde — auf der Schulbank vor unserm Direktor. Er hielt uns eine wenn auch nicht gerade bewegliche, so doch warme und den humanistischen Idealen entsprechende Abschiedsrede. Dann las er unsre Reisezeugnisse vor und händigte sie uns aus. Die Schulzeit war vorüber. Ein großer Abschluß war erreicht. Ich war ein freier Mann geworden und sollte nun aus den engen Schranken der Schule, des Vaterhauses und der Vaterstadt hinaussegeln in die Freiheit des Lebens. Ich fürchtete mich nicht davor; aber ich war mir vollkommen klar darüber, daß ich weder die sittliche Reife des Charakters noch die intellektuelle des Verstandes besaß, die mir das Reisezeugnis zuschrieb. Es hieß darin: „Seine Sittenreinheit und die ansprechende Gefälligkeit seines äußern Benehmens gewannen ihm ebensowohl bei Mitschülern und Vorgesetzten wie in allen sonstigen Verhältnissen Wohlwollen und Liebe.“ Ich kam mir durchaus nicht sittenrein vor, und obwohl ich vielfach verhätschelt war, empfand ich das mehr als einen Charaktermangel, als als Vorzug. Auch die sonstigen Lobspprüche, die mein Zeugnis enthielt, erschienen mir übertrieben und der Wirklichkeit nicht entsprechend.

Das hinderte mich aber nicht an dem vollen Genuße der bis dahin in diesem Maße noch nie empfundenen persönlichen Freiheit. So unfertig und unabgeschlossen ich mich fühlte, ich hatte, wie man sich in Quedlinburg ausdrückte, die Tasche voll großer Rosinen. Frei von den Fesseln der Schule und den engen Schranken des väterlichen Hauses wollte ich mir draußen schon alles erringen, was ich brauchte, um ein tüchtiger, selbständiger und glücklicher Mann zu werden. Ach, wie wenig wußte ich von der Wirklichkeit des Lebens! Das Zeugnis der Reife hatte man mir gegeben. In Wahrheit war ich nichts als ein unreifer Knabe voll törichter Illusionen.



Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Fortsetzung)



In einem sonnigen Abend ging es zu Ende. Der Tag war heiß und schwül gewesen, und am westlichen Himmel standen Gewitterwolken. Der Meister hatte nichts mehr zu sich nehmen wollen und ließ sich auch von dem Lenerl selbst, dem er sonst gehorsam war, nicht mehr bewegen, die Tropfen, die sie ihm zurecht gemacht hatte, zu trinken. Im Zimmer war kein Laut zu hören, die Uhr hatte man angehalten, den Kindern war gesagt worden, daß sie sich ganz still verhalten mußten, was sie aber auch ohnehin getan hätten, und sogar das Vögelchen, das sonst in seinem Käfig frei umher zu springen pflegte, saß in der Schwüle mit dem Kopf in den Federn, ohne sich zu rühren, auf seinem Stänglein. Die Meisterin hielt die Hände vor ihr Gesicht und weinte leise dahinter, nur die dunkle Gestalt am Kopfende stand unbeweglich und ungerührt in dem stillen Sammer um sich her. Jetzt kam der Pfarrer, und ich verließ das Zimmer. Draußen zog über die Berge noch ein freundlicher Sonnenschein, in der Ferne aber schien das Wetter ausge-